

# Paracelsus und der urbane Kältetod : eine Formel zur Berechnung der Stadttemperatur

Autor(en): **Meier-Dallach, Hans-Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **6 (1993)**

Heft 10

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119827>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Paracelsus und der urbane Kältetod

Ich erinnere mich noch an die Planspiele «Zürich» an der ETH Ende der Sechzigerjahre. Stadtplanung, Erschliessungen, Siedlungen, Standorte waren spielbar. Zahlen und Datenreihen wurden gesammelt, nach Faktoren analysiert und in Berichten ausbreitet. Heute kündigt die öffentliche Sprache das Ende der Spiele an. Wörter wie Sanierung, Wiederbelebung, Beruhigung, Vorsorge, Fürsorge oder Beihilfe und Übungen, trotzdem im Quartier wohnhaft zu bleiben, sind in den Vordergrund gerückt. In den späten Achtzigerjahren sind die grossen Städte vom planerischen, rechnerischen und wissenschaftlichen Zeitalter in eine andere Ära übergegangen. Die Stimmung des Spielens mit Ideen und Entwürfen ist in breiten Kreisen Gefühlen der Ohnmacht gewichen. Der urbane Raum wird an vielen Stellen als krank und therapiebedürftig empfunden. Diagnostische Fähigkeiten, Therapien, ein Paracelsus für die kranken Städte sind gefragt. «Auf das nun folgt, dass im Menschen, als im *microcosmo*, solche Apotheke ist wie in der grossen Welt; dazu auch ein solcher Arzt wie in der grossen Welt, der alle Arznei verschafft,

ordiniert, dispensiert, appliziert, administriert.»

Lassen wir die unzähligen Bände wissenschaftlicher Institute, Daten, Beschreibungen, Analysen, Statistiken und Datenbanken aus dem Zeitalter des Glaubens an die Berechen-, Mach- und Planbarkeit. Üben wir uns im diagnostisch therapeutischen Ansatz. Zur Diagnose: Verfügen die modernen Städte fünfzehnhundert Jahre nach dem Geburtsjahr von Paracelsus über die eigenen Apotheken, um sich von der Krankheit zu heilen, die sie befallen hat? Zweifel sind angebracht, wenn man die im Buch «Die Stadt als Gabentisch» zwischen Berlin und Manhattan beschriebenen Befunde zur Kenntnis nimmt. Auch der Augenschein in der eigenen Stadt stimmt bedenklich. Selbst Städte auf der Sonnenseite, ein Ort internationaler Ausstrahlung und des Wohlstands wie Zürich, zeigen mancherlei Symptome von Krankheit. Das dichte Netz der Drogerien, Apotheken und Diskotheken kann nicht darüber hinwegtäuschen: Die Fähigkeit zur Selbstheilung der Stadt ist angegriffen. Zürich weist wie viele andere Städte Erfrierungssymptome auf. Droht der Kältetod?

## Grenzüberschreitung x Verweilen (=Wärmeoeffizient)

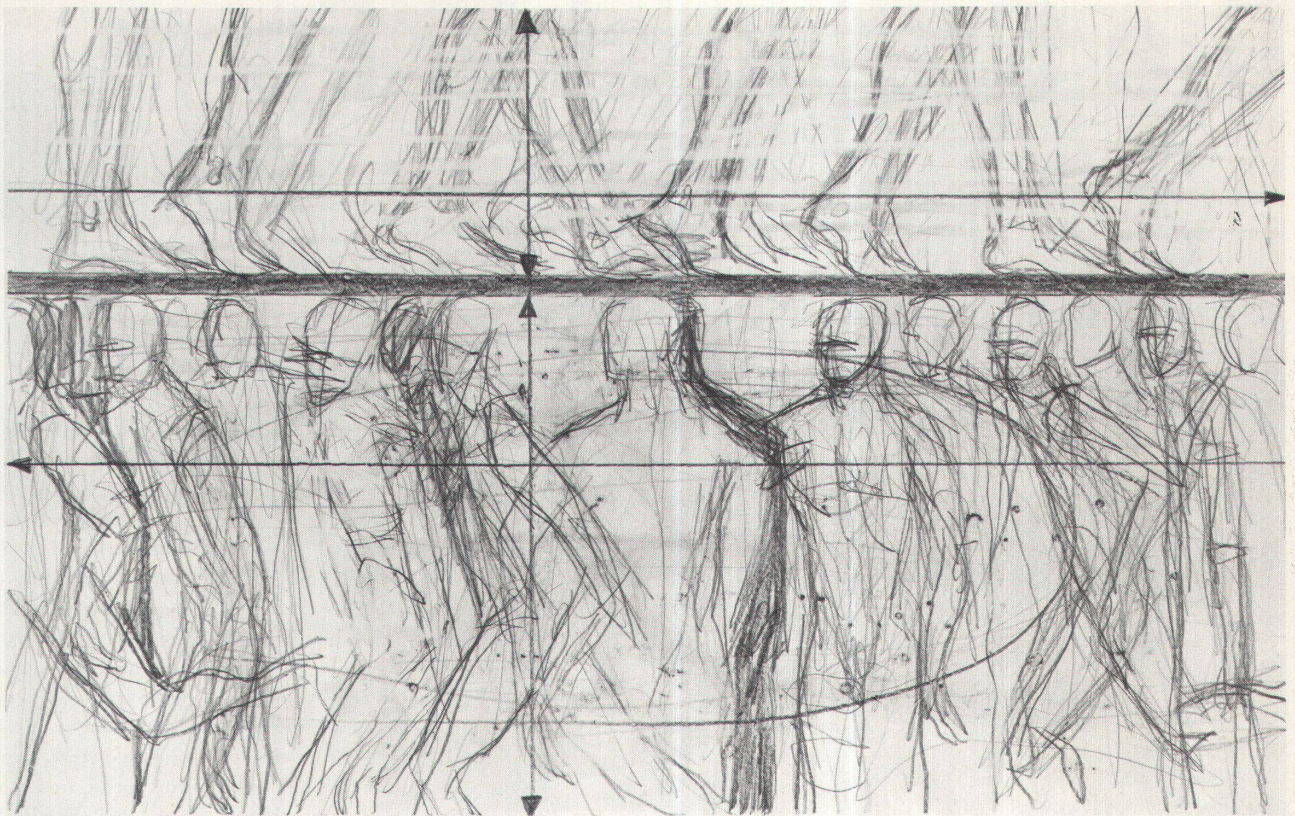
## planimetrische x klaustrometrische Struktur (=Kälteoeffizient)

Die Symptomlehre des urbanen Raumes zeigt eine Tücke. Die Symptome der Krankheit werden in die Grösse, das Prestige und in die Perfektion eingehüllt, die das urbane Image verbreitet. Der erfolgreiche Ausbau der Planimetrie innerhalb und um die Stadt lässt die Eiterbeulen übersehen. Der planimetrische ist ein starker Rausch. Apollon Apollonowitsch hat ihn 1905 auf einer Kutschenfahrt in St. Petersburg noch so geträumt: «... dass die ganze von Prospekten umschlossene Erde in linearem kosmischen Lauf die Unendlichkeit nach dem Gesetz der geraden Linie durchschneide; dass das Netz von parallelen Prospekten, von einem zweiten Netz paralleler Prospekte geschnitten, sich als System von Quadraten und Würfeln über alle Abgründe des Weltalls dehnte ...» In Zürich wie in der übrigen Schweiz waren wenige Revolutionen erfolgreich. Diese eine aber, die planimetrische Revolution, hat bei uns stattgefunden, und an ihr wird weiter geplant und gebaut. Das schweizerische Netz der Wanderwege, das kein Kulturlandschaftlein allein lässt, kann nicht darüber hinwegtäuschen. Wir sind Avantgarde, wenn es um die grossen Geraden geht. Man braucht nicht die NEAT oder gar das Swiss-Metro-Projekt als Beispiele zu nehmen. Ein Augenschein im Bahnhof von Zürich genügt. Dem alten Bahnhof wurde vor Jahren der Kampf angesagt. Der HB Zürich ist eine Dauerbaustelle in die Tiefe, in die Breite, in die Höhe. In den unterirdischen Passagen der S-Bahn gleicht der Bahnhof – auf Hochglanz poliert – bereits dem Airport. Die planimetrische Perfektion hat auf Schienen, Strassen, in der Luft Infrastrukturen geschaffen, die heimtückisch sind. Planimetrie heisst:

- jeder zentrale Standort wertet den zu ihm hinführenden Raum in einen schnell zu durchgleitenden Korridor ab;
- möglichst schnell und bequem eine Kulturlandschaft, zum Beispiel ein Quartier, umfahren, unter- oder überfahren zu können;
- einen Kulturraum, ein Quartier, zu übersehen, zu vermeiden, zu fliehen.

Auf Ringstrassen zum Beispiel erlebt man die zentrifugale Kraft städtischer Kulturlandschaft. Um in sie hineinzufahren, muss man sie umfahren.

Planimetrische Strukturen erzeugen vielfältige, von der Alltagssoziologie kaum erkannte Symptome. Es sind dies die Indifferenz, Gleichgültigkeit und Blasiertheit. Kafka hat dies lange vor dem Höhepunkt der planimetrischen Revolution formuliert: «In diesem Moment ging über die Brücke geradezu ein unendlicher Verkehr.» Das Moment war ein Suizid. Die Stadt wird zu einem System von Indifferenz und Kälte. Nicht das oft verfluchte Verkehrssystem allein schafft diese Korridore. Indifferenzzonen können tagsüber sehr belebt sein und sanft wirken: gestylte Passagen, Bahnhofstrassen, Tempelzonen der hohen Kultur, Museen, Universität und Repräsentation. Das Begehen dieser sakralen Routen entbindet vom Betreten der Stadt und vermeidet den Kontakt mit ihren Unvorhersehbarkeiten, auf der Strasse, im Lokal, mit Menschen, die hier leben. Diese Symptome fügen sich zu einem Krankheitsbild: Indifferenz und Gleichgültigkeit gewinnen die Überhand. Ein gigantisches urbanes Kühlsystem durchzieht jene Zonen, wo sich urbanes Leben, Konflikte, Verzweigung, Lust und Sinn abspielen. Begleiterscheinungen dieser Krankheit sind in vielen



empirischen Bestandesaufnahmen beschrieben als Weekend-Exodus, Flucht in die Agglomeration, Pendlerfluktuation, Invasionen von aussen, Überalterung, Verarmung, Anonymität. Lateinisch heisst die Krankheit Heteromanie, die man auf deutsch als Form der Auszehrung urbaner Kulturlandschaft bezeichnen kann. Sie verliert ihren Eigenwert als Ort der Wohnberechtigung.

Selbstbesessenheit – im Fremdwort Idiomanie – heisst das andere Krankheitsbild: wenigstens im Sommer 1993 ein wenig Japan, Weltspitze, zu sein; sich im Bahnhof mit Namen «Les Arcades» oder «Au Premier» von den Sitzungssälen «Grimsel, Furka, Matterhorn» zu Bern abzuheben; den grössten bis nach Chur und Stuttgart reichenden Perimeter der Ausstrahlung kultureller Veranstaltungen aufzuweisen; zum Ort der Produktion und Pflege der mythischen Höhenfeuer zu werden, die man der Provinz zuschreibt. Idiomanie ist eine Krankheit, die sich an physischen Zäunen, Gittern und Grenzen verrät. So wie sich die Symptome der Heteromanie (Auszehrung) aus den planimetrischen Zonen einer Stadt heraus-

lesen lassen, sind die Anzeichen der Idiomanie in der Klaustrometrie zu erkennen. Klaustrometrie definiert sich handfest als «Pflöcke einschlagen», Verbotstafeln aufrichten und Grenzen ziehen. In Zürich ist die handfeste Form besonders augenfällig. Jede der unzähligen Baustellen – inklusive der Bauschuttcontainer – sind sorgfältiger denn in jeder anderen Stadt verbarrikadiert. Dasjenige, was aus diesen Baustellen ersteht, ist mit den neuesten mechanischen und elektronischen Schleusen versehen. Klaustro-Elektronik kann man die neue Technik der Einzäunung, Torüberwachung, der externen und internen Sicherheit von Gebäuden nennen, die in steter Entwicklung ist. Der Kampf an den neuen Grenzen wird lautlos, schweissfrei, automatisch und vernetzt geführt. Die Alarmsignale werden simultan an die Polizeizentrale übermittelt.

Die Idiomanie gehört in einer Business-Stadt auch zu den unsichtbaren Krankheiten. Die Distrikte des Business, ihrer Manager und Lierten verlangen möglichst unauffällige Protektion. Die Grenzbesetzung erfordert den 24-Stunden-Tag. Zürich ist aber auch eine

Stadt der augenfälligen Grenzen geworden: Am Bahnhof wurden Bänke durch Stühle ersetzt, die das Liegen Obdachloser durch die Abstände zwischen den Sitzbrettern begrenzen; parkierte Autos verlagern die Grenze für dicke oder verliebte Fussgänger auf die Fahrbahn; periodisch versuchen Reinigungsmannschaften die Protestslogans der Autonomen, einen Grenzkampf der Symbole, vom Rathaus wegzuwischen.

Schafft die planimetrische Infrastruktur Gleichgültigkeit passiv, produziert die Klaustrometrie die Kälte aktiv. Diese beiden Befunde reichen aus, um das Krankheitsbild der Stadt zu bezeichnen. Fassen wir es in eine einfache Formel, wie sie auf der linken Seite oben dargestellt ist. Das Krankheitsbild kommt so zustande:

Unter dem Bruchstrich befindet sich der Koeffizient für die Kälte, die eine Stadt erzeugt. Er besteht aus dem Produkt der Temperaturen, welche die planimetrischen Geraden sowie die sichtbaren und unsichtbaren Zäune, die klaustrometrischen Strukturen, erzeugen. Über dem Bruchstrich wirkt der Wärmekoeffizient einer Stadt. Er setzt sich zusammen aus dem Pro-

dukt der Energien, die entstehen, wenn Menschen Grenzen überschreiten, am Ort verweilen und Emotionen tauschen.

Ich komme zum Fazit meiner Rede: In allen Grosstädten wurde in den letzten Jahren intensiv in jene Strukturen investiert, die den Kältekoeffizienten unter dem Bruchstrich verstärken. Der Tod durch Erkältung droht auch in Zürich. Daher sei das Augenmerk von der Diagnose zur Therapie gerichtet. Welche Apotheken braucht die Stadt? Die Stadt braucht Apotheken, die Immunmittel gegen den planimetrischen Rausch, eingeschlagene Pflöcke und die unsichtbaren Zäune verteilt. Vielleicht genügt dann die an manchen – auch unvorhergesehenen – Orten noch nicht erloschene Wärmeenergie für den Anfang zur Selbstheilung der ganzen Stadt.

Hans-Peter Meier-Dallach

Dieser Artikel wurde für Hochparterre aus dem Referat «Urbane Indifferenz. Eine Formel zur Erfassung am Fallbeispiel Zürich» an der internationalen Tagung «Kulturerlebnis Stadt» in Salzburg, Mai 1993, verfasst. Hans-Peter Meier-Dallach ist Soziologe und Leiter des Forschungsinstituts «cultur prospectiv» in Zürich.